

Michael Stradal

Der Skiunfall

Es war schon gegen drei Uhr Nachmittag, als Paul nach längerem Aufenthalt in den gemütlichen ‚Sportlerstuben‘ seine Langlaufskier wieder anschnallte, um auf der Buchenloipe, der kürzesten, aber schwierigsten Strecke, wieder zu Tal zu fahren. Mit seinen sechs- und fünfzig Jahren war er zwar ein erfahrener, allerdings nach den üppigen Weihnachtsfeiertagen nicht gut trainierter Langläufer, der sich aber eine schwarz markierte Loipe durchaus zutrauen konnte. Und die Buchenloipe allemal, denn diese kannte er ja recht gut, wenngleich sie heute wahrscheinlich schwieriger zu befahren sein würde, denn die Schneelage war nicht besonders gut, da und dort kamen Erdklumpen ans Tageslicht und im dichten Wald würden zusätzlich Nadeln und kleines Geäst auf der Loipe liegen.

Paul blickte auf die Uhr. Er hatte sich vorgenommen, vor Einsetzen der Dämmerung, also gegen vier Uhr, daheim zu sein, um für Abend noch einzukaufen – Hilde, seine Frau, war heute zu Besuch bei einer Freundin und würde sicher erst spät nach Hause kommen – und außerdem wollte er sich einen Fernsehfilm ansehen, der seiner Erinnerung nach um fünf Uhr beginnen würde. Beides würde sich aber zeitlich nicht mehr ausgehen, wählte er die bequemere, aber wesentlich längere Familienloipe als Heimfahrtstrecke.

Naja, die Buchenloipe pack‘ ich noch, dachte er und schlüpfte in die Handschlaufen der Stecken. Mit ein paar kräftigen Schritten und mit ebensolchem Stockeinsatz erreichte er die Kreuzung, von welcher die einzelnen Loipen in diesem bekannten Langlaufparadies zu den verschiedenen Zielen führten, und schwenkte auf die schwarz markierte Strecke ein. Er verspürte zwar eine gewisse Müdigkeit in sich, denn er hatte nicht nur ausgiebig getafelt sondern auch zwei Biere und einen ‚Jagatee‘ getrunken, maß ihr aber keine Bedeutung zu, denn in Kürze würde er ja daheim sein.

Zügig brachte er den ersten, nur mäßig abfallenden Streckenteil bis zum Waldeingang hinter sich und merkte natürlich, dass die wenigen Langläufer, die rundum noch zu sehen gewesen waren, andere Loipen gewählt hatten und er höchstwahrscheinlich weit und breit der einzige war, der nun auf der Buchenloipe ins Tal unterwegs war.

Gleich nach der Einfahrt in den Wald wurde die Loipe schlechter. Erde und Äste behinderten eine gleichmäßige Fahrt. Paul musste großes Augenmerk auf die Spur legen, um Hindernissen auszuweichen und das Tempo auf der nun abschüssigeren Strecke zu drosseln. Der düstere Nadelwald erschwerte die Sicht zusätzlich und schon bald, nach allerlei kleinen Hindernissen, murmelte Paul mehrmals vor sich hin, dass er heilfroh sein werde, wenn er die Buchenloipe unter diesen Umständen unbeschadet überstanden haben werde.

Er musste alle Kraft zusammennehmen, um die unbeabsichtigt immer schneller werdenden Skier zu beherrschen, stemmte, soweit es die schmale Loipe überhaupt zuließ, kräftig aus, kam dennoch mehrmals ins Sturzgefahr, denn nicht nur der schlechte Untergrund bremste unvorhergesehen mal den linken oder den rechten Ski, sondern auch allerlei Astwerk auf der Loipe bedeuteten bei seiner Geschwindigkeit eine nicht geringe Gefahr. Wäh-

rend es ihm nach solchermaßen verursachtem Straucheln zunächst noch gelang, die Kontrolle über die Skier wiederzuerlangen, konnte er aber nicht verhindern, dass seine Fahrt ein beängstigendes Tempo angenommen hatte. Paul wurde sich mit wachsendem Unbehagen bewusst, dass ein Bremsen auf dem bevorstehenden steilsten Stück so gut wie unmöglich sein werde, weshalb er ungeachtet seiner bereits stark schmerzenden Oberschenkel verbissen trachtete, auf nur alle denkbaren Arten das Tempo zu drosseln. Er wusste ja, dass am Ende dieses Streckenteils eine scharfe Kehre zu nehmen war.

Diese wurde Paul wenige Augenblicke später zum Verhängnis. Er war viel zu schnell unterwegs. Seine verzweifelten Bremsversuche führten zu einem Überkreuzen der Skier, er bekam Rückenlage und wurde regelrecht aus der Kurve katapultiert. Er vollführte eine groteske Drehung in der Luft, landete mit dem Rücken auf dem beinharten Wegrand und kollerte in Folge seiner Geschwindigkeit einen steilen Abhang hinunter, der von der Loipe zum Waldrand führte.

Das alles ging sehr schnell vor sich. Die Wucht des Aufpralls nahm ihm kurzzeitig den Atem, aber noch heftiger war ein Schmerz im Knöchel, als sein Absturz abrupt endete, weil die Füße durch irgendetwas festgehalten wurden. Sein Körper vollführte dadurch eine letzte, schmerzhaft Drehung, ehe er bäuchlings, mit dem Kopf nach unten, liegen blieb.

Paul ließ den schlimmen Schreck langsam abklingen. Sein Herz schlug heftig und sein Atem ging keuchend. Als er langsam ruhiger geworden war, öffnete er die Augen. Er lag, steil abwärts, mitten in einem Haufen von Zweigen, Geäst und Sägespänen. Seine Erleichterung, dass diese Unterlage – hier hatte man offenbar die Reste einer Schlägerung angehäuft – den fatalen Sturz weich abgefangen hatte, wurde durch die Erkenntnis beeinträchtigt, sich überhaupt nicht bewegen zu können. Beide Skier – die etwas veraltete Bindung hatte sich nicht gelöst – wurden wie von Klammern festgehalten und die Hände steckten in den Schlaufen der Skistöcke, die sich tief in das Gezweig eingegraben hatten. Seinen ersten Versuch, diesen Fußfixierungen zu entrinnen, musste er abbrechen, denn schon bei der geringsten Bewegung verstärkte sich der brennende Schmerz im Knöchel.

„Verdammt!“, ging es ihm durch den Kopf. „Das ist jetzt wirklich blöd!“ Er überlegte, was am besten zu tun sei, um sich aus der misslichen Lage zu befreien. Der nicht schmerzende Fuß war wegen des fixierten Skis leider auch nicht zu bewegen und alle weiteren Versuche, sich irgendwie aufzurichten, scheiterten, denn seine Hände fanden keine Abstützung, sondern brachen nur noch tiefer ins Unterholz ein. Nach einigem Zerren, Ziehen und Verdrehen glückte es ihm schließlich doch, die linke Hand aus der Stockschleife zu ziehen. An Bewegungsfreiheit hatte er damit allerdings nicht viel gewonnen, denn die andere Hand, welche er trotz aller Bemühungen nicht aus der Schleife ziehen konnte, verhinderte, dass er sich zumindest teilweise auf den Rücken drehen konnte. Paul erkannte schon bald, dass es unmöglich war, sich alleine aus dem Geäst zu befreien. Er musste um Hilfe rufen und hoffen, dass sich doch noch der eine oder andere Langläufer auf der Buchenloipe sehen lassen würde. Mehr konnte er im Moment nicht tun.

„Hiiiiilfee!“ , gellten seine Rufe durch den Wald, in welchem – dies merkte er erst jetzt – kein Laut zu hören war. Der Wald schwieg und Paul lag mit dem Kopf nach unten auf dem dichten Gestrüpp fest. Durch mühevoll Kopfdrehen konnte er sich ein vages Bild

seiner Lage machen. Anhand der Sturzspuren sah er, dass er erheblich tiefer abgestürzt war, als er angenommen hatte. Äußerst beunruhigend war, dass man das Steilstück, auf welchem er lag, von der Loipe aus wahrscheinlich nur dann sehen konnte, wenn man nahe am Rand ginge. Vom Spazierweg her, auf der anderen Seite des Waldes, wahrscheinlich überhaupt nicht.

Langsam begann sich Angst in Paul einzunisten, denn die Gewissheit, nun auf Gedeih und Verderb darauf angewiesen zu sein, dass jemand seine Rufe hört oder zufällig vorbeikommt, führte ihm die Aussichtslosigkeit seiner momentanen Situation ziemlich drastisch vor Augen.

Seine Rufe wurden immer schriller und nicht zuletzt die berechtigte Befürchtung, dass kein Sportler mehr um diese Tageszeit die Buchenloipe befahren würde, beschleunigte seinen Atem. In Kürze würde an diesem ohnehin schon wolkenverhangenen, dunkeln Tag die Dämmerung einsetzen. Dann würden seine Chancen, gefunden zu werden, überhaupt auf ein Minimum sinken. Seine Hilferufe bekamen daher zunehmend einen panischen Unterton, denn der verletzte Knöchel begann mehr und mehr zu schmerzen, was sicher auch auf seine vielen vergeblichen Versuche zurückzuführen war, seine Beine frei zu bekommen. Auch wurde die Kälte langsam spürbar. Wenn er nur die zweite Hand freibekommen könnte, dann würde er vielleicht –

Das Handy! Ein unglaubliches Glücksgefühl durchzuckte Paul. Das war die Rettung. Natürlich! Warum hatte er nicht gleich daran gedacht. Es steckte ja in seinem Anorak, rechts oben. Also konnte er damit Hilfe alarmieren. Paul öffnete mit der linken Hand den Zipverschluss und tastete nach dem Handy. Das dauerte einige Zeit, denn die Kälte hatte seine Finger schon ein wenig klamm werden lassen und alle Bewegungen strengten ihn mehr an, als er gedacht hatte. Endlich hatte er es ertastet. Vorsichtig umfasste er es, ebenso vorsichtig zog er es unter seinem Körper hervor und blickte darauf. Gottlob! Es war eingeschaltet und hatte noch ausreichend Akkuladung.

„Gerettet!“ Die Erleichterung, die ihn erfasste, war unbeschreiblich. Sehr langsam und vorsichtig drehte Paul das Telefon in seiner Hand so, dass er die Tasten betätigen konnte. Mit steifem Daumen drückte er den ersten Einser der Notrufnummer. Ein leises Piepsen meldete, dass die Eingabe gesendet wurde.

Doch ehe er die Taste nochmals drücken konnte, gab plötzlich ein Ast unter seinem Gewicht nach. Oder etwas brach entzwei – einerlei. Sein Körper ruckte abrupt ein paar Zentimeter nach unten, wobei das Handy seiner Hand entglitt und zwischen den Ästen verschwand.

„Neeeeeeiin!“, schrie Paul verzweifelt. „Oh Gott, verflucht noch einmal!“

In der Düsternis des Geästes sah er das Handy leuchten. Mein Gott, da unten liegt es! Er musste es heraufholen. Er bohrte die linke Hand so tief es nur ging nach unten, er drückte seinen Oberkörper gegen die Äste, um noch tiefer lang zu können, aber das rettende Telefon blieb dennoch außer Reichweite. Es lag zu tief unten. Paul überlegte fieberhaft. Er musste – koste es auch noch so große Schmerzen – seine rechte Hand frei bekommen. Dann könnte er sich gewissermaßen nach unten ziehen und es erreichen.

Nun nahm er alle Kraft zusammen. Mit größter Anstrengung veränderte er unter ständigem Drehen an der rechten Hand, den Schmerz im Knöchel verbeißend, seine Lage so, dass er mit der linken Hand helfen konnte, die Rechte freizubekommen. Es war aber alles vergebens. Seine Kräfte erlahmten mit der Zeit und der Schweiß, der mittlerweile seine Stirne glänzen ließ, stammte nicht nur von der Anstrengung, sondern auch von der Angst. Ja, sie hatte ihn voll ergriffen. Die Angst, hier, mitten im Wald, hilflos zu liegen und keine Aussicht auf Rettung zu haben. Er würde – ja, das machte ihm echte Panik – möglicherweise hilflos erfrieren müssen.

„Hiiiiifeeeeeeee!“ Seine verzweifelten Rufe wurden bald schwächer und die Kälte des aufkommenden Winterabends hatte sich bereits über den ganzen Körper gelegt. Seine Kräfte ließen mehr und mehr nach. Er atmete schwer. Um diese Uhrzeit kam mit Sicherheit kein Mensch mehr herauf, die Ortschaft war außer Rufweite – aus! Wenn er sein Handy nicht erreichen konnte, war er verloren. Er würde zudem gerade heute sehr lange niemandem abgehen. Seine Frau würde ja erst spät nachts heimkommen. Da bin ich vielleicht schon erfroren, durchzuckte es ihn. Nein, das darf nicht sein. Er musste das Handy aus dem Unterholz bergen. Mit letzter Kraft und mit plötzlicher Wut über sein Missgeschick versuchte er erneut, an das rettende Telefon zu gelangen. Aber da ergriff ihn erneut ein eisiger Schreck. Wo war denn das Handy? Aus dem Unterholz leuchtete nichts mehr. So sehr er suchte, mit der linken Hand Ast um Ast wegbog – da war nichts mehr zu sehen.

„Oh Gott! Nein! Die Energiesparschaltung!“ Das Handy hatte die Displaybeleuchtung abgeschaltet. Das Erkennen der unausweichlichen Konsequenz daraus bewirkte einen bösen Adrenalinstoß. Paul schloss verzweifelt die Augen und versuchte sich zu konzentrieren. Jetzt musste er vorerst einmal die innere Panik in sich bekämpfen, damit er in Ruhe überlegen konnte, was zu machen ihm noch übrig blieb. Vor allem aber erkannte Paul, dass es nun um alles gehen würde und er mit seinen Kräften unbedingt haushalten musste.

Die Kälte wurde schlimmer. Sein Körper fühlte sich an wie in einem Eispanzer und er unternahm einige vergebliche Versuche, sich durch Selbstsuggestion Wärme einzureden. Aber sein Inneres war zu aufgewühlt. Nichts funktionierte in seinem Hirn so, wie er wollte. Immer wieder durchzuckte ihn die Gewissheit, hier erfrieren zu müssen, sollte in letzter Minute nicht doch noch von irgendwo Hilfe kommen.

Paul begann plötzlich leise zu beten. „Mein Gott!“, flüsterte er, „wenn es dich wirklich gibt – hilf! Lass mich nicht qualvoll verrecken. Erfrieren. Abkratzen. Ich weiß, ich hab dich immer gering geachtet, du warst mir immer gleichgültig, weil es dich angeblich nicht geben kann, oder so, aber wenn es dich gibt – du bist doch allgütig, allmächtig, siehst alles, hörst alles, lässt dein Volk nicht im Stich – wie der Pfarrer seinerzeit oft gesagt hat. Jetzt lass *mich* nicht im Stich! Hörst du mich, Gott?“ Unmerklich hatten seine Worte einen flehentlichen Ausdruck angenommen. Paul stammelte das ‚Vater Unser‘, wobei er notgedrungen eigene Formulierungen plapperte, weil er sich an den Text nicht erinnern konnte. Die Kälte schmerzte gewaltig. Ein Zittern ging durch seinen Leib. Seine Gedanken begannen durch sein Leben zu irren. Er dachte an seine Eltern, seine Frau, an die Tochter und seine drei Enkelkinder. Plötzlich schossen ihm Tränen der Verzweiflung in die Augen.

„Oh Gott!“, schrie er mit keuchender Stimme. „Lass das nicht zu! Hilf mir doch!“

War da ein Echo? Er schüttelte den Kopf. Echo – unmöglich! Es gibt kein Echo hier. Seine früheren Hilferufe hatten nie ein Echo gebracht. Die ersten Wahnvorstellungen also. Eine unendliche Müdigkeit begann sich seiner zu bemächtigen, eine Müdigkeit, die wie eine Erlösung von Anstrengungen, Schmerzen und Angst wirkte. Paul schloss die Augen. Du darfst jetzt nicht einschlafen, sagte er sich.

„Ruft da jemand?“, tönte es schwach an sein Ohr. Er öffnete die Augen. Hatte Gott geantwortet? Nein, Gott antwortet nicht. Nicht ihm!

„Wo sind Sie denn? Hey! Ist da wer?“ Nun war die Stimme deutlicher zu vernehmen. Ein freudiger Schreck durchzuckte Paul. Da war jemand. Tatsächlich! Da war jemand! Er wollte rufen, ja brüllen. Aber seine Kräfte waren erschöpft und er brachte nur ein mattes „Ja, hier! Ich! Hilfe!“ hervor. Er streckte den linken Arm aus und winkte, so gut es ging.

„Wo sind Sie denn?“ Die Stimme klang schon viel näher. Von oben, vom Weg her.

„Hier unten – helfen Sie mir. Ich erfriere!“

Keine Antwort.

„Sind Sie noch da?“, rief Paul verzweifelt.

„Ja, ja! Ich bin da. Aber wo sind Sie denn?! Ich sehe Sie nicht! Rufen Sie nochmals!“

„Ich liege unter dem Weg. Ich winke! Im Gestrüpp bin ich!“

Der Schein einer Taschenlampe glitt mehrmals vor ihm vorbei, ehe er ihn blendete.

„Ja – jetzt sehe ich Sie. Augenblick noch, ich komme zu Ihnen. Mein Gott, das ist ja steil hier!“

Eine ungeheure Erleichterung machte sich in Paul breit. Gleichzeitig erschlafften seine Kräfte vollends. Er wollte jetzt alles geschehen lassen, wie es kommt. Was auch immer passieren würde - er war auf alle Fälle gerettet. Kurz darauf begann der Untergrund um ihn zu schwanken. Jemand stieg durchs Gestrüpp.

„Da bin ich. Was ist denn passiert? Ein Sturz?“

„Ja“, sagte Paul schwach. „Mich hat’s aus der Loipe getragen.“

„Liegst schon lange so?“ Der Andere schickte sich an, Pauls rechte Hand aus der Schlaufe zu ziehen.

„Ich weiß es nicht. Schon lang!“

„So, das hätten wir. Deine Skier stecken in den Ästen fest. Ich werde jetzt einmal die Bindung los machen, damit du dich aufrichten kannst.“

„Dem Himmel sei Dank, der Sie geschickt hat! – Ahhhhhh!“ Paul schrie auf, als der andere an seinem Bein hantierte.

„Oh, entschuldige! Du bist ja auch verletzt! Jessasmaria! Na gut, dass ich da gekommen bin. Sonst hätte es schlecht um dich ausgesehen. Ich muss aber die Bindungen lösen, lieber Freund. Anders kann ich dir nicht helfen. Das wird wehtun.“

Paul stöhnte auf. Der Knöchel schmerzte höllisch, aber dann war sein Fuß befreit.

„So, jetzt noch die andere Bindung, dann kannst du dich umdrehen und alles schaut gleich viel besser aus, nicht?“

Es dauerte einige Zeit, dann hatte es der Retter, ein kräftiger Mann, geschafft, Paul aufzurichten. Es war unterdessen schon ziemlich dunkel geworden, aber das spielte nun

keine Rolle mehr. Paul saß auf dem Gestrüpp und hatte den Kopf in die Hände gestützt. Es war überstanden.

„Komm, komm“, drängte der andere. „Wir müssen das restliche Licht noch ausnützen, dich aus dem Wald zu bringen. Nimm die Stöcke. Ich stütze dich.“

Der Retter musste Paul mehr heben als stützen, aber nach vielen Mühen gelangten sie endlich auf den Loipenweg zurück. Paul war völlig entkräftet.

„Wer bist du denn? Wer ist mein Retter?“, fragte er leise.

„Ich bin der Andreas. Sag aber einfach nur Andi! Und du?“

„Paul. Paul Geberung. Wie kann ich dir das jemals danken?! Aber lass mich noch ein wenig rasten“, bat er. „Ich kann einfach nicht mehr!“

„In Ordnung. Auf die paar Minuten kommt’s nicht an. Warte, ich glaube, ich habe etwas für dich!“ Er griff in die Tasche und reichte Paul einen Flachmann. „Da, trink“, sagte er. „Das wird dir gut tun.“

Paul ließ den Schnaps in sich hineinlaufen. Oh Gott, tat das gut! Er wischte sich über den Mund, als er den Flachmann zurückreichte.

„Vielen Dank! Ein Wunder ist geschehen“, flüsterte er. „Ich habe nicht mehr daran geglaubt, dass mich jemand findet. Aber der liebe Gott hat mein Gebet doch erhört.“

„Du hast gebetet?“, fragte Andi.

„Ja, das habe ich. Weil mir auch mein Handy aus der Hand gefallen ist, als ich um Hilfe telefonieren wollte. Da habe ich alles verloren geglaubt. Und habe gebetet. Zum ersten Mal wieder, seit undenklichen Zeiten. Drauf hat er dich geschickt! Dich, meinen Retter!“

"Dein Handy liegt dort unten?"

"Ja, es muss direkt unter mir gelegen sein." Paul erzählte wie alles gekommen war und wie er verzweifelt versucht hatte, an das rettende Telefon zu kommen. „Würdest du es suchen?“, fragte er abschließend. „Wir könnten dann die Bergrettung verständigen.“

Aber Andi schüttelte den Kopf. „Nein, bei dieser Beleuchtung kann man es unmöglich finden. Wichtiger ist jetzt, dass du in den Ort gebracht und versorgt wirst.“ Er trat neben Paul. „Komm, ich fasse dich unter und dann humpeln wir den Weg hinunter. Das schaffen wir schon.“

Paul schüttelte den Kopf. „Es wird nicht gehen. Ich kann nicht auftreten, der Knöchel schmerzt höllisch.“

„Komm, komm! Reiß dich zusammen! Nimm einfach deine beiden Stecken als Krücke unter die Achsel. Moment noch.“ Andi zog seinen Mantel und sein Sakko aus und entledigte sich seines Pullovers. Diesen formte er zu einem Polster und schob ihn Paul unter die Achsel. Dann holte Andi noch ein kleines Büchlein aus seinem Mantel, schlug es in der Mitte auf und schob es Paul zwischen Achsel und Polster.

„So, jetzt geht das schon!“, sagte er bestimmt. „Wir gehen schön langsam talwärts. Ich leuchte auf den Weg. Sei vorsichtig mit den Stecken, denn es ist rutschig, nicht?“

Es ging tatsächlich. Allerdings sehr, sehr langsam. Nach und nach fühlte Paul seinen Lebensmut und seine Kräfte zurückkommen. Seine Stimmung besserte sich rasch. Er wollte jetzt sein Herz ausschütten.

„Dich hat der liebe Gott geschickt!“, begann er zu plaudern. „Ganz bestimmt. Anders kann ich mir nicht erklären, wie es zu meiner Rettung kommen konnte.“

„Sag' besser, dass es ein glücklicher Zufall war, dass ich noch einen späten Spaziergang herauf gemacht habe. Lass' den lieben Gott aus dem Spiel.“

„Du bist aber genau dann gekommen, nachdem ich zu ihm gebetet hatte“, beharrte Paul. „Verzweifelt darum gebetet habe, dass er mich nicht verrecken lassen soll.“

„Ich sehe das eher so: Ob Gott deine Gebete gehört hat, weiß ich nicht. Eher nicht. Aber *ich* habe deine schwachen Rufe gehört.“

„Gott hat dich geschickt, *weil* er mein Gebet gehört hat! Mein ‚Vater Unser‘. Dabei habe ich es nicht einmal richtig gebetet, weil ich den Text fast völlig vergessen habe.“

„Dann freilich“, lächelte Andi, „hast du tatsächlich gebetet und nicht nur Formeln heruntergeleiert. Aber Gott hat mit alledem trotzdem nichts zu tun, sag' ich dir. Ich bin doch schon weggegangen, ehe du den Sturz gebaut hast!“

Paul blieb stehen und blickte seinen Retter an, dem ein feines Lächeln auf den Lippen lag.

„Du hast es wohl nicht so mit dem lieben Gott, oder?“, stellte er vorsichtig fest, setzte aber ohne auf eine Antwort zu warten, fort. „Du, das ich kann durchaus verstehen. Mir ist dieser liebe Gott und alles rundherum seit meiner Kindheit ja auch fremd geworden. Besser gesagt, ich habe mich nicht viel um ihn gekümmert. Wie so viele Menschen heute, nicht?“

„Ja, ja, möglich. Gott und die Religion sind den Menschen zu einer folkloristischen Nebensache geworden. Sie fühlen sich von ihm enttäuscht, weil die Kirche ihn gern dazu verwendet, alles Mögliche zu versprechen! Hilfe, Seelenheil und solche Sachen.“

„Mir hat er heute aber geholfen. Ganz sicher!“

"Wenn du es unbedingt so siehst - meinetwegen. Aber ich sage dir, es war nichts anderes als ein glücklicher Zufall!"

Paul lachte erstmals kurz auf. "Ich seh' schon, du machst dir nichts aus Gott und der Religion. Du bist aber schon katholisch? - Oder evangelisch?"

"Katholisch natürlich, wie ihr alle! Und jetzt gehen wir weiter."

"Na, also!", setzte Paul nach einiger Zeit das Gespräch wieder fort. „Warum glaubst du dann nicht, dass es Gottes Wille war, mich vor dem Erfrieren zu bewahren?“

„Weil ich sonst an jene denken muss, denen er heute nicht geholfen hat, he? Denk' einmal daran!“

Paul blieb erneut stehen. „Was stört dich denn daran, für mich zum Werkzeug Gottes geworden zu sein?“

Der Andi schüttelte den Kopf. „Jetzt hör' doch auf, von Gott zu reden. Ich verstehe deine Gemütsbewegung ja, aber das Problem besteht doch darin, dass man den Christengott angeblich als Person sehen muss. Eine Person mit einem gestaltenden Willen, der angeblich in unser aller Leben eingreift. Oder eingreifen kann. Oder nicht eingreift. Wie auch immer. Damit schiebt man aber die Verantwortung für das eigene Tun und Lassen auf diesen Gott, oder?“

„Ich bin ja nur ein sogenannter Taufscheinkatholik“, meinte Paul „Bis heute. Ab heute weiß ich aber, dass es diesen Gott, der dich nicht im Stich lässt, gibt. Den du offenbar nicht wahrhaben willst. Hätte er dich heute nicht geschickt, wäre ich da oben erfroren.“

„Wäre es deiner Meinung nach auch Gottes Wille gewesen“, entgegnete Andi, „wenn du – trotz deiner Gebete – bis in die Nacht hättest dort liegen müssen? Erfroren wärest du übrigens noch lange nicht. Der Mensch hält viel mehr aus, als er glaubt. Du wärest sicher jemandem abgegangen. Über kurz oder lang hätte man eine Suche gestartet.“

„Diese Frage stellt sich mir nicht, lieber Andi! Du bist offenbar ein frustrierter Katholik, der mit der Kirche oder mit Gott, wahrscheinlich mit beiden, hadert. Aber du bist dennoch ein fabelhafter Mensch, dem der Ruf eines Verunglückten nicht gleichgültig gewesen ist.“

„Ich habe den Ruf eines Verzweifelten gehört, nicht eines Verunglückten. Glaube mir, da besteht ein riesiger Unterschied im Tonfall. Aber sag' mir doch: Wie oft hat Gott Rufe von Verzweifelten nicht gehört oder vielleicht gar nicht hören wollen? Ich strapaziere jetzt absichtlich nicht die Betroffenen von Leid, Krieg und Katastrophen.“

„Ich glaube, dass es nicht möglich sein kann, dass Gott alle Gebete erhört.“

„Eben. Er *muss* sich irgendwie heraushalten. Wenn er nämlich alle Gebete – auch jene der durchaus Ehrlichen – erhört, dann kommt er in die Zwickmühle. Denke einmal an den Ersten Weltkrieg, als die Kirche die Waffen aller Streitstaaten gesegnet und Gott um Beistand gebetet hat.“

„Das kann man doch nicht vergleichen!“

„Kann man nicht, Paul? Warum denn nicht? Dann halt ein anderes Beispiel. Lourdes. Nur an ganz wenigen Menschen vollbringt er ein Wunder. Warum nicht an allen? Sie beten doch alle darum. Und wenn du das einmal erlebt hast - die beten innig und ehrlich. Siehst du! Daher sollten wir dem angeblich alles regierenden Gott besser Ruhe geben und uns auf unser eigenes Tun und Unterlassen konzentrieren.“

Paul seufzte. „Du, Andi, ich glaube, du hast ganz klar ein Problem mit Gott. Rede doch einmal mit einem Priester über deine Probleme. Du bist ja Katholik. Vielleicht kann so einer dir in deinem offenbar zerstörten Glauben helfen. Gott erhört auch die Gebete von verloren gegangenen Schäfchen. Ich war so eines und habe heute gewissermaßen ein Erweckungserlebnis gehabt.“

„Jetzt machst genau denselben Fehler“, knurrte Andi, „wie so viele Menschen heutzutage. Du führst ein positives Erleben auf Gottes Willen zurück. Und bei etwas Bösem vielleicht auf seine angebliche Strafe. Das ist doch Unsinn!!! Ein Lottogewinner bekreuzigt sich – vielleicht, weil er Gott dankt. Aber wenn er nichts gewonnen hat – was macht er dann?“

„Du bist vielleicht sogar Atheist, nicht wahr? Das ist ja recht modern heute, aber wurscht: Für mich bist du heute von Gott gesandt worden.“

„Von mir aus, mein Freund! Glaub halt daran. Aber verlass deinen Gott nicht gleich wieder, wenn er dir andere Wünsche oder Gebete nicht erfüllt! Dein Gott sollte nicht zum Sonntagsgott verkommen! Kennst du übrigens die Geschichte des zum Tod geweihten Krebskranken, der in der Lotterie einen gigantischen Haupttreffer gemacht hat? Nein? Weißt du, was der einem zudringlichen Reporter, der um eine Stellungnahme gebeten hat, geant-

wortet haben soll? Er soll gesagt haben, dass er Gottes Wille jetzt wirklich nicht verstehen kann.“

„Das ist tatsächlich eine merkwürdige Reaktion.“, meinte Paul nachdenklich.

„Die Geschichte geht noch weiter“, setzte Andi unbeirrt fort. „Daraufhin soll ein anderer Reporter hinzugefügt haben, dass Gott vielleicht eher an die Erben gedacht hat!“

„Das ist aber mehr als geschmacklos. Oder ist das eine atheistisch - humoristische Geschichte von dir?“

„Humoristisch? Oh nein, mein Lieber. Das ist alles todernst. Denn es zeigt die Problematik, diesen Gott zu personifizieren und ihm einen gestaltenden Willen für jedermanns Leben zuzuschreiben. Daher sollten wir ihn besser aus dem Spiel lassen, diesen Allerwelts-Gott, und selber Verantwortung übernehmen für das, was wir tun.“

„Mit so einem Gottesbild gehst du sonntags sicher nicht mehr in die Kirche?“, meinte Paul nach einer Weile.

Andi nickte heftig. „Oh doch! Oh doch! Jeden Sonn- und Feiertag. Auch wenn du es nicht glaubst!“

„Naja, vielleicht ähnlich wie bei mir“, meinte Paul nachdenklich. „Musst halt wie ich mit deiner Frau mitgehen. Die Meinige rennt jeden Sonntag in die Kirche. Eher ihr zuliebe als aus innerem Drang ich gehe ich oft mit. Das Geschwätz der Priester hat mich ja nie interessiert. Ab heute werde ich aber gerne gehen. Auch um Gott für meine wunderbare Rettung zu danken.“

„Tu das! Du hast ja deinen Gott gefunden. Das ist das Wichtigste! Schau doch“, unterbrach sich Andi und deutete nach vorne. „Da sehen wir schon die Lichter des Dorfes. Ein paar Meter noch, dann haben wir es geschafft.“

Es dauerte aber doch noch eine Weile, ehe sie an der Hauptstraße angekommen waren, wo auch Pauls Wagen geparkt war. Dort eilte ihnen plötzlich eine Gestalt gestikulierend entgegen. Es war eine ältere Frau, die, als sie bei ihnen ankam, hörbar erleichtert war.

„Da sind Sie ja!“, rief sie, nach Atem ringend und schaute Pauls Retter fast vorwurfsvoll an. „Wir haben uns schon große Sorgen gemacht, wo Sie so lange bleiben.“

Andi lächelte freundlich. „Ich habe oben, beim Schlag, diesem Herren geholfen, sich aus einer sehr misslichen Lage zu befreien.“

„Was ist denn passiert?“, fragte die Frau neugierig.

„Ein böser Sturz beim Langlaufen war das“, erklärte Paul und deutete auf Andi. „Wenn er nicht vorbeigekommen wäre, dann –“

„– hätte man dich später gefunden, mein Lieber“, fiel ihm dieser ins Wort. „Ist das dein Wagen, der dort steht?“

Paul nickte.

„Dann gib mir bitte den Schlüssel. Ich werde dich, wenn du gestattest, nach Hause fahren, denn mit deiner Schnapsfahne und deinem verletzten Knöchel solltest du besser nicht hinters Lenkrad.“

Paul lächelte. „Vielen Dank schon jetzt! Daheim gib‘ mir dann bitte alle deine Daten, damit ich mich erkenntlich zeigen und mich für deine Hilfe entsprechend bedanken kann. Dich hat mir ja wirklich der Himmel geschickt.“

Die Frau deutete auf Pauls Retter. „Den Andi hat der Himmel nicht nur Ihnen geschickt, lieber Herr, sondern uns allen, nicht wahr?“

„Ja, ja – schon gut. Und nun richten Sie bitte aus, dass ich den Herrn Paul noch nach Hause fahre und dann zur Gruppe zurückkomme.“ Er blickte auf die Uhr. „Die Andacht verschieben wir halt auf halb acht Uhr!“

„Ist gut, Hochwürden! Ich werd’s den Leuten ausrichten.“

In maßlosem Erstaunen wandte sich Paul an Andi.

„Hochwürden??????? Du –??“

Andi machte eine verlegene Geste. „Ja, ja, so sagt die gute Schwester Hilda immer noch, obwohl ich diese Bezeichnung wirklich nicht schätze. So, und nun gib mir bitte die Sachen zurück, die ich dir unter die Achsel gesteckt habe. Den Pullover und mein Brevier. Steig ein, damit ich dich nach Hause fahren kann. Unterwegs kannst mir ja deinen Gott, den du heute gefunden hast, nochmals näherbringen. Vielleicht hilft mir das, meinen Gott, dem ich mein Leben verschrieben habe, etwas besser zu verstehen!“